

Leseprobe aus:

Jochen Schmidt, David Wagner

Drüben und drüben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

David Wagner
Jochen Schmidt

Drüben und drüben

Zwei deutsche Kindheiten

ROWOHLT

1. Auflage September 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Innentypografie und Fotografie
Daniel Sauthoff
Satz Mercury Text PostScript (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 06055 8

Inhalt

Kinderzimmer
SEITE 7

Wohnzimmer
SEITE 21

Küche
SEITE 32

Badezimmer
SEITE 49

Garten
SEITE 56

Wege
SEITE 78

Schule
SEITE 85

Spielplätze
SEITE 102

Bei anderen
SEITE 120

Im Auto
SEITE 125

Ferien
SEITE 130

Niemandsland
SEITE 141

9. November 1989
SEITE 150

Kinderzimmer

Ich stand auf dem Bett und hüpfte auf und ab. Mein Zimmer leuchtete gelb, die Wände waren frisch gestrichen, am Wandstück neben mir hingen meine Messer. Ich hüpfte auf der grünen Frotté-Tagesdecke, die Liegefläche federte, unter der Matratze war kein Lattenrost, sondern ein aus Draht geknüpftes Gewebe: ein Trampolin aus federnden Metallringen. Das Bett ächzte, es war weich. Lag ich in ihm, fühlte ich mich sicher, denn unter meiner Matratze spannte sich Kettenhemdstoff, den kein Pfeil durchdringen konnte. Kettenhemden kannte ich aus den Ritterburgen am Rhein – schwere, aus winzigen Metallringen gefertigte Schutzkleidung, die Schwerthieben standhielt. Von unter dem Bett hätte mich niemand erdolchen können.

Die Messer an der Wand hingen an Nägeln, die ich selbst eingeschlagen hatte, die meisten krumm. Unser Haus war nicht gemauert, sondern aus Beton gegossen und anschließend ausgehärtet. So stellte ich es mir vor, und so sah ich es auf den Baustellen im Neubaugebiet: Verschalungsbretter wurden zu Formen gezimmert und Hohlräume mit Flüssigbeton gefüllt. Auf den nackten Wänden, so war es auch in

manchen Räumen unseres Hauses, blieb später die grobe Maserung der Verschalungsbretter zurück, eine Zeitlang dachte ich, Beton sei eine Art versteinertes Holz. Waren da nicht sogar Astlöcher zu sehen? Und, zweite Frage, wohnten wir in einem Bunker?

Ich schaute mich um. Links von mir lagen Bücher auf dem Boden, die ich aus der Stadtbücherei ausgeliehen hatte, auch eigene waren dabei, Lustige Taschenbücher etwa, Donald Duck las ich jeden Tag. Vielleicht lagen da auch *Die Insel der Abenteuer* von Enid Blyton oder *Die drei Fragezeichen und der tanzende Teufel*, das nicht Alfred Hitchcock geschrieben hatte, wie ich von meiner ältesten Schwester wusste, obwohl sein Name und ein stilisiertes Schwarz-Weiß-Porträt von ihm auf den Umschlag gedruckt waren. Das Fußende meines Bettes zeigte Richtung Schreibtisch, über ihm hingen Regale mit weiteren Büchern. Eigentlich hatte ich zwei Schreibtischplatten, das Zimmer war groß oder kam mir groß vor, lag voll von allen möglichen Dingen, die im Kinderzimmer eines Grundschuljärlers herumliegen können: Stifte, Pinsel, Blöcke, Papiere, Schulbücher, Zettel, Munition für Spielzeugpistolen, Steine, Murmeln, eine kaputte Erbsenpistole, eine Zwillie, Dartpfeile, andere Malutensilien, Süßigkeitenpapiere, eine aufgebrochene Sparbüchse, Taschenmesser, eine Uhr, noch eine Uhr, Bilder, eine Blockflöte, ein Springseil und so fort. Dahinter das Doppelfenster, das hinunter – mein Zimmer lag im ersten Stock – auf den Garten ging, auf den Rasen, den ich jede Woche mähen musste, und die Bäume. Dem Haus am nächsten stand der Kirschbaum, dessen Kirschen im Früh-sommer gegen die Vögel verteidigt werden mussten, dann

kamen der Apfel- und der Pfirsichbaum, dahinter der Walnussbaum, die große Blutbuche stand schon einen Garten weiter.

Ich wippte leicht hin und her und auf und ab, nicht wild, nein, ich hüpfte nicht ausgelassen, denn ich stand mit einem Messer in der Hand auf meinem Bett, wollte mir alles noch einmal ansehen, wollte mir mein Zimmer einprägen, den grauen Teppichboden und den weißen Schrank, der die meinem Bett gegenüberliegende Wand komplett ausfüllte, ein riesiger Kleiderschrank mit fünf oder sechs Türen – «der Interlübke», wie meine Mutter sagte, um ihn von dem anderen Kleiderschrank in ihrem Schlafzimmer zu unterscheiden. Meine Anzihsachen belegten dort nur ein Segment, Spielzeug ein zweites, hinter den anderen Türen hing ältere Kleidungsstücke meiner Eltern, Mäntel, Pullover, Skianzüge, Wintersachen. Der Schrank, seine Türen waren mit Bildern von Burgen, Flugzeugträgern und Raubvögeln beklebt, zog sich bis zum Fenster, dort blieb ein schmaler Spalt zur Wand, zu schmal, um sich hineinzuzwängen. Hin und wieder warf ich Papiere und leere Süßigkeitenverpackungen dort hinein und baute einen Sichtschutz aus Büchern und Spielsachen davor, die Verpackungen der mitunter geklauten Süßigkeiten hätten im Papierkorb ja auffallen können, dachte ich mir – aber natürlich war das Problem, als diese private Müllhalde eines Tages entdeckt wurde, dann viel größer.

Auf der Fensterbank stand mein Fernglas, da lagen auch ein paar Holzstücke und Äste, an denen ich gerne herumschnittzte, und, wenn ich den nicht unten im Garten gelassen hatte, mein selbstgebauter Bogen und ein paar Pfeile.

Manchmal schoss ich durch das offene Fenster hinunter auf den Rasen, Richtung Spatzen.

Ich stand mit dem Dolch in der Hand auf dem Bett und wippte, die Klinge pikste mich auf Nabelhöhe durch den Stoff meines roten Cord-Hemds, ein Winterhemd, es war Februar. Ich war zehn, fast elf Jahre alt und wollte es wissen, wollte mich in den Dolch stürzen, den unsere Nachbarin mir aus Marokko mitgebracht hatte, wollte wissen, was es mit diesem Leben auf sich hatte. Müsste sich, dachte ich, doch herausfinden lassen.

Die Lustigen Taschenbücher neben meinem Bett gehörten fast alle meiner ältesten Schwester. Manchmal kam sie in mein Zimmer und forderte sie zurück.

«Die sind aber schon so lange bei mir», sagte ich dann.
«Das sind jetzt meine.»

Wovon sie sich nicht beeindrucken ließ. Andere hatte ich von meinen Cousinen geliehen und bisher nicht zurückgegeben – es würde wohl auch nicht mehr passieren. Die restlichen stammten vom Flohmarkt, oder sie waren Freunden abgekauft.

Innen hatten sie abwechselnd eine kolorierte und eine schwarz-weiße Doppelseite, also war nur jede zweite Doppelseite farbig. Musste der Ehapa-Verlag Farbe sparen? Oder sollte ich diese Seiten ausmalen? Sobald ich in die Geschichte versunken war, fiel mir das gar nicht mehr auf, vielleicht mochte ich die schwarz-weißen Seiten sogar lieber. Gute Geschichten brauchten ja keine Farbe.

Lustige Taschenbücher waren teuer und wurden immer teurer. In Bahnhofsbuchhandlungen klebten nicht selten

neue Preisaufkleber über den aufgedruckten Preisen. Ach, das war diese sogenannte Inflation! Das Gerede kannte ich ja: Alles wird immer teurer!

Nur zu besonderen Anlässen bekam ich ein neues, vor einer langen Bahnfahrt vielleicht – so lautete auch der Slogan der Reklame: Nicht nur auf langen Bahnfahrten. Den Preis eines Lustigen Taschenbuchs rechnete ich schon bald in Lesezeit um, die reine Lesezeit war bei einem neu gekauften teuer. Ich brauchte ja nie lange, um es durchzulesen. Eine Stunde? Zwei?

Es lagen auch Asterix-Hefte neben dem Bett. *Asterix bei den Schweizern* – wer sein Brotstückchen zum dritten Mal im Käsefondue verliert, wird mit Gewichten im See versenkt. *Asterix bei den Goten* fand ich nicht so lustig, ich hatte bereits verstanden, dass die Witze darin auf unsere, auf deutsche Kosten gingen.

Spielzeug lag nicht nur in meinem Zimmer, Spielzeug sammelte sich auch im Keller, Spielkeller genannt. Wir hatten viel gekauft, vererbt, geschenkt bekommen: Bauklötze, Lego, Spielzeugsoldaten, -cowboys und -indianer sowie ein Kasperletheater mit Handpuppen aus Kunststoff und älteren, holzgeschnitzten Puppen – wir besaßen zwei Krokodile und zwei Wachtmeister, die gegeneinander antreten konnten, einer der Wachtmeister hieß immer Dimpflmoser. Ich hatte Play-BIG-Figuren, die etwas größer waren als Playmobil-Figuren und ihre Füße bewegen konnten, außerdem frühe Playmobil-Figuren und ein Playmobil-Polizeiauto, die Playmobil-Welt war noch schlicht, sie war erst dabei, sich zu entwickeln, Playmobil gab es noch nicht lange, seit 1974

erst. Für meine älteste Schwester blieb Playmo, wie wir es schon bald abkürzten, «Spielen wir Playmo?», immer das neue Spielzeug, ihr gefiel Lego besser. Sie baute sich Lego-Puppenhäuser und ließ die batteriebetriebene Lego-Eisenbahn fahren, auf blauen Lego-Schienen, die mit Lego-Schwellen zusammengesetzt werden mussten.

Die Legosteine, alte und neue gemischt, steckten zusammen in großen Tonnen, sie verteilten sich in meinem Zimmer auf dem Boden, im Esszimmer und im Wohnzimmer, die Schiffe, Flugzeuge und Flugzeugträger, die ich konstruierte, mussten ja durchs ganze Haus. Es gab das Lego-Geräusch, das Lego-Rasseln, wenn wir in den Tonnen wühlten oder die Steine auskippten, in meinem Zimmer versuchte ich jedoch immer, einen Pfad von meinem Bett bis zur Tür freizuhalten, ich wusste ja, wie weh es tat, nachts barfuß auf dem Weg ins Bad auf einen Legostein zu treten.

Ich hatte viel und wünschte mir immer mehr, Spielzeug hatte ich nie genug. Ich wünschte mir mehr Piraten und das Wikingerschiff von Play-BIG, mehr Ritter für die Ritterburg und Weichen, Waggons, Signale und Lokomotiven für die LGB, meine Eisenbahn, Spurweite fünfundvierzig Millimeter. Die LGB war eine große Modellbahn, eine Groß-Bahn, zu Weihnachten und zum Geburtstag bekam ich Gleise und Waggons. Das erste Paket hatte ich ebenfalls zu Weihnachten bekommen, es war ein Starter-Paket und bestand aus einem Schienenkreis, einige Geraden gab es extra. Später kamen Weichen, Signale und eine Kreuzung hinzu.

Mir war schon damals klar, wie teuer diese Eisenbahn war, ein Waggon kostete über fünfzig Mark, aber anschei-

nend – waren wir so reich, war ich ein verwöhntes Kind? – konnten meine Eltern sich das leisten.

Mein Vater ließ mich mit meiner Eisenbahn allein, ich baute und baute, er baute nicht mit. Die größere der beiden Dampflokomotiven konnte aus dem Schornstein qualmen, ich musste bloß Dampföl einfüllen. Ich liebte den Kranwagen, die Kupplungen und die Rücklichter der Lokomotive. Die Eisenbahn auf-, um- und wieder abzubauen war das eigentliche Spiel, Gleisbauarbeiten, immer wieder neue Strecken planen und errichten. Das andere wichtige Eisenbahnspiel hieß «Zugunglück»: Die Lok und ihre Wagen entgleisen lassen, etwas auf die Schienen legen und den Unfall herbeispielen, die LGB hielt das aus, ich konnte sie im Garten über die Wiese fahren lassen, der Rasen wurde zur Prärie. Indianerüberfälle, ein Bandit entführt den Zug, er möchte das Gold aus dem Güterwagen rauben, das Gold hatte ich selbst hergestellt: kleine weiße Kieselsteine, mit Goldfarbe angepinselt. Es sollten Nuggets sein.

Die Westernstadt baute ich am einen, die Ritterburg am anderen Ende der Strecke auf. Später gefiel mir das nicht mehr, Ritterburgen und Ritter in Rüstungen passten nicht zu Eisenbahnen, in der Ritterzeit hatte es doch noch keine Eisenbahnen gegeben. Andererseits: Fuhr die Eisenbahn am Rhein nicht auch an Ritterburgen vorbei?

Die Westernstadt, die im Größenverhältnis so gut zur LGB passte, bestand aus fünf oder sechs Häusern, es gab ein zweistöckiges Hotel, einen Saloon mit Schwingtüren, eine Post und ein Gebäude, in dem der Sheriff sein Büro hatte und das gleichzeitig ein Gefängnis war. Die aus schmalen, dunkel gebeizten Rundhölzchen und Sperrholz zusammen-

geleimte Stadt wirkte nie echter und überzeugender als in dem Augenblick, als ich sie beim größten und zugleich letzten Indianerangriff im Garten Feuer fangen und vollständig abbrennen ließ. Die Plastikcowboys, die sich auf dem Flachdach des Gefängnisses verschanzt hatten, verteidigten sich bis zur letzten Patrone und schmolzen dahin. Von meiner Westernstadt blieb, fast wie im Film, nur Asche.

Rings um meine Ritterburg aus Hartplastik, die ich, hätte sie sich anzünden lassen, wohl ebenfalls verbrannt hätte, stellte ich Rittergeschichten nach: Angriff auf Burg Katz, der Kampf um die Feindlichen Brüder, die Eroberung der Burg Drachenfels, König Richard Löwenherz' Gefangenschaft und Ivanhoe. Die Ritterschlachten folgten mir bis in den Schlaf, ein oder zwei Lieblingsritter nahm ich mit ins Bett, aus der Bettdecke ließen sich felsige Burgen mit Verliesen und hohen Zinnen im Nu errichten und wieder zerstören.

Im Spielkeller fand die LGB schließlich einen festen Ort. Meine Mutter ließ vom Schreiner eine Pressholzkonstruktion errichten, die drei Viertel des Raumes ausfüllte, eine Modellbauplatte mit einer Öffnung in der Mitte, in der ich stehen konnte, sodass ich mich inmitten meiner Modellbaulandschaft aus Kaninchendraht und Pappmaché befand, Hügel, Berge und Tunnel hatte ich mir gebaut, dazu eine Rampe, die über ein schmales Brett an der Wand entlang in die Höhe führte. Die kleinere meiner beiden Lokomotiven schaffte es gerade so hinauf.

Im Spielkeller stand ein Radioapparat, der mir eine Antiquität aus der Radio-Vorzeit zu sein schien, ein Gerät mit elfenbeinfarbenen Tasten, Stoffbespannung und einer Skala,

die, wenn eingeschaltet, honig-bernsteingolden leuchtete. Manchmal, wenn ich keine Lust mehr auf die Eisenbahn, Legobauarbeiten oder Fischer-Technik-Konstruktionen hatte, spielte ich an diesem Radio herum, drehte an dem großen, runden, am Rand geriffelten Senderknopf, und der rote Strich bewegte sich. Die mechanische Übertragung war zu spüren, über die Skala und ihre seltsamen Ortsnamen hinweg: Stuttgart, Hilversum, Beromünster, Monte Ceneri – wo lagen diese Orte? Und konnte ich mich mit diesem Gerät von Telefunken vielleicht dorthin transportieren lassen? Teleportieren? Ich drehte und hörte es rauschen, ich hörte es fiefen, hörte Stimmen und fremde Sprachen, war das Italienisch? Ich hörte Sphärengeräusche, redeten da die Toten? Waren sie in dem Wellendurcheinander zu hören? Sprach meine Großmutter zu mir, in deren Wohnzimmer das Radio einmal gestanden hatte? Schwebten längst gehaltene Reden, längst gesungene Lieder durch den Raum? Ließen sie sich mit diesem Empfänger wieder einfangen?

Es gab den Eisenbahn- und Puppenkeller und den Raum, in dem im Winter die Tischtennisplatte stand. Der Weg in den Vorrats- und Weinkeller führte am Schuhregal und dem Verschlag unter der Treppe vorbei, in dem alte Decken, Luftmatratzen, ein Schlauchboot und müffelnde Zelte lagerten. Aus dem Vorratskeller drang der Duft von Äpfeln und Kartoffeln, an denen oft noch ein wenig Erde klebte, sie kamen zentnerweise von einem Bauernhof. Ein Kühlschrank mit Tiefkühler und eine große Tiefkühltruhe standen dort, in ihr suchte ich zwischen tiefgefrorenen vorgekochten Mahlzeiten und Gefrierbeuteln mit Beeren nach Eis. Hatten wir nicht noch eine Zehn-Liter-Vorratspackung

aus der Metro? Auf Metallregalen lagerten Konservendosen, etliche Packungen Haferflocken, Eingemachtes, Mehl, Reis und andere Grundnahrungsmittel, lange haltbare Vorräte stapelten sich, der Atomkrieg wurde ja erwartet, wer weiß, vielleicht müssten wir monatelang im Keller bleiben? Ich hätte dort immerhin die Eisenbahn gehabt, mir wäre sicher nicht langweilig geworden – oder vielleicht doch? Einige der Konservendosen auf den Regalen waren sehr alt, sie standen schon immer da, ich wusste, sie waren älter als ich. Ob wir auch die dann würden essen müssen? In einer, sie wirkte uralt, steckte ein ganzes Huhn.

Ganz oben im Haus, unter dem Dach, im Arbeitszimmer meines Vaters, gab es auf einem Tisch vor seinen Bücherregalen eine weitere Modelleisenbahn, eine Minitrix, meine Mutter hatte sie ihm geschenkt. Er schien sich über das Geschenk zu freuen – aufbauen, einrichten und betreuen musste diese Anlage jedoch ich. Nun hatte ich die große Eisenbahn im Keller und eine viel kleinere, miniaturisierte unter dem Dach, eine Modelleisenbahn meiner Modelleisenbahn gewissermaßen. Mein Vater spielte nie mit ihr, jedenfalls sah ich ihn nie damit spielen – hatte ich sie ihm nicht gut genug aufgebaut? Oder spielte er heimlich, spätnachts, wenn ich schlief?

Während der Modelleisenbahn-Aufbauarbeiten stieß ich in seinem langgezogenen Arbeitszimmer mit Dachschräge, die Sonne schien durch die Dachluken, zwischen langweiligster Fachliteratur auf zwei Sex-Bücher. Das eine war voller Schwarz-Weiß-Abbildungen, zwei Malermodellpuppen übten Stellungen, öde. Das andere jedoch, ich sah es mir immer wieder an, war ein Foto-Porno-Roman: Zwei

Paare spielen erst Karten und ziehen sich dann aus, treiben es wild miteinander und durcheinander, ficken, lecken, blasen, mit allem Pipapo. Nach dieser Entdeckung ging ich oft am frühen Nachmittag hinauf ins Arbeitszimmer meines Vaters, nicht um mit seiner Eisenbahn zu spielen, sondern weil ich mir wieder diesen Foto-Roman ansehen wollte. Eine Szene spielte in einem Buchenwald: Das Paar, das anfangs nicht zusammengehörte, fickt unter Bäumen, sie lehnt sich an den Stamm, sein Schwanz steckt in ihr. Ich wusste noch nicht, ich war elf Jahre alt, warum mich das so faszinierte – bemerkte allerdings, dass ich immer, wenn ich diese Bilder ansah, eine Erektion bekam.

Später, als ich mit einer meiner Schwestern das Zimmer getauscht hatte, stand ein Radiorekorder am Kopfende meines Bettes. Für mich hieß es Radiorekorder, ein Jahrzehnt zuvor noch Kofferradio. Von einem Kofferradio – in unserer Küche stand eines von Nordmende – unterschied mein Radiorekorder sich durch den eingebauten Kassettenrekorder, mit dem ich, war ich schnell genug, Lieder, die mir gefielen, oder den einen, langersehnten Song aus dem laufenden Radioprogramm mitschneiden konnte. Leider quatschte der Moderator nicht selten in den Schluss der Aufnahme hinein, sein Gerede, ein abgebrochener Satz, blieb dann für immer auf dem Band.

Ich erinnere mich an die so oft im Halbschlaf ausgeführte Bewegung, die nötig war, um meinen Radiorekorder an- oder auszuschalten: Den Arm im Liegen über den Kopf hinweg zu dem kleinen Schiebeschalter strecken, hinauf mit ihm, und das Radio ging an. Manchmal rutschte

der Radiorekorder zwischen Bett und Wand nach unten, ich hatte ihn nur eingeklemmt. Heftige Bettbewegungen ließen ihn Richtung Teppichboden sacken.

Mir kommt es vor, als könnte ich diesen Radiorekorder, ein Modell von 1982 oder 1983, mit jener damals so oft ausgeführten Bewegung auch heute jederzeit wieder einschalten. Dabei gibt es diesen Sanyo-Radiorekorder schon lange nicht mehr. Auch das Bett nicht, in dem ich damals lag. Das Zimmer, ja selbst das Haus gibt es nicht mehr, es wurde abgerissen, ein Apartmenthaus steht nun an seiner Stelle, und von dem Garten, in dem ich gespielt habe, ist nicht viel übrig. Und ja, sogar das Land, in dem das Haus stand, gibt es so nicht mehr – es ist jetzt viel größer und hat seit vielen Jahren eine andere Hauptstadt.

Wir hatten reihum die Zimmer getauscht: Ich war nun in dem zur Straße, das meine jüngste Schwester bewohnt hatte, mein Bruder war ins ehemalige Arbeitszimmer meiner Mutter gezogen, meine zweitjüngste Schwester in mein altes Zimmer und meine jüngste Schwester ins frühere Schlafzimmer meiner Eltern. «Die Alten», wie wir sie inzwischen nannten, zogen hinauf in den zweiten Stock, meine älteste Schwester war bereits ausgezogen.

Hin und wieder hackte ich – offenbar war ich wütend? – mit dem Bajonett, das ein Onkel mir passender- oder unpassenderweise zur Konfirmation geschenkt hatte, auf meinem Bett herum. Ich malträtierte einen armen Bettpfosten, gegen Ende meiner Schulzeit spaltete ich ihn dann mit einem Hieb von oben nach unten. Gehen in Teenagergehirnen nicht häufig seltsame Sachen vor sich? Bringt die sich verändernde Biochemie sie nicht durcheinander? Den

Bettpfosten klebte ich mit Kreppband wieder zusammen, ich wickelte ihm einen Verband, verbrauchte eine halbe Rolle, das Klebeband hatte fast die Farbe des Holzes.

Ich kratzte Umrisse in den Putz der Wand neben meinem Bett, Seekarten unbekannter Inseln. Klopfen die Heizungsrohre in der Mauer, schlug ich mit einem Messergriff dagegen. Nach ein paar Jahren, stetes Klopfen höhlt den Stein, hatte die Wand ein Loch. Ein ziemlich großes Loch. Ich klebte ein Bild davor, eine selbstgemalte Weltkarte.

Stand das Fenster in der Nacht offen, hörte ich vom Bett aus die Schiffe auf dem Rhein, hörte die Schiffsdiesel tuckern. Ich hörte auch die Güterzüge auf der anderen Rheinseite, eher selten ein Auto, wir wohnten in einer ruhigen Straße.

Das grüne Licht des Radioweckers leuchtete von meinem Nachttisch bis zu mir im Bett. Seine Digitalanzeige schimmerte mir zu, der Nachttisch war eigentlich ein Regal, in dem sich Bücher stapelten, die ich schon lange nicht mehr angerührt hatte. Die Leuchtziffern schauten mich bis kurz vor acht mit mir schon bekannten Jahreszahlen an: Zwölf vor sieben war 1848, Waterloo war da schon dreiunddreißig Minuten oder Jahre vorbei. Der Erste Weltkrieg begann um vierzehn nach sieben und dauerte bis achtzehn nach sieben, der Zweite tobte von neunzehn Uhr neununddreißig bis Viertel vor acht. 19:59 war die letzte vertraute Jahreszahl, dann kam die Zukunft, folgten die Jahreszahlen der Futurologen und der Science-Fiction. Um acht begann das ferne Jahr 2000. 20:02 mochte ich aus Liebe zur Symmetrie, 20:20 der Wiederholung wegen. Kurz danach schlief ich meist ein. Bis 21:21 kam ich erst im dritten Schul-

jahr, 22:22 sah ich nur zu besonderen Gelegenheiten, an Silvester (noch über anderthalb Stunden bis zum Jahreswechsel) oder wenn ich heimlich mit Taschenlampe unter der Bettdecke las. Wecken ließ ich mich von diesem Radio nie, ich wurde von selbst wach. Oder mein Vater weckte mich, «Freund, steh auf!» – so sein Ruf am Morgen.